

EBERHARD MÜHLBACHER

Ein Jahrzehnt an der Seite von Bischof Carl Joseph Leiprecht*

Vorbemerkung

Namhafte Referenten und Referentinnen haben in diesen Tagen wissenschaftlich, historisch und kritisch Elemente der diözesanen Identität herausgestellt. Mein Referat fällt auf diesem Hintergrund etwas aus dem Rahmen. Ich will nämlich nur von meinen persönlichen Erfahrungen mit Bischof Leiprecht in den Jahren 1957 bis 1967 erzählen. In diesem Zeitraum diente ich ihm als Sekretär und Zeremoniar.

Im bischöflichen Palais

Mein viertes und letztes Vikarsjahr verbrachte ich bei Dr. Ernst Hofmann in Stuttgart, Herz-Jesu, dem unter Vikaren gefürchteten Prinzipal. An einem Vormittag im März 1957 rief mich der Sekretär von Weihbischof Sedlmeier an, ich solle ins Marienhospital kommen zu einem Gespräch mit dem Weihbischof. Ich ahnte nichts Gutes, denn ein paar Mal war ich schon aufgefallen, weil ich eine schwarze Krawatte statt eines römischen Collars trug. Ich sattelte meine Lambretta und düste Richtung Böheimstraße. Weihbischof Wilhelm Sedlmeier teilte mir mit, Bischof Leiprecht wolle mich als Sekretär und Zeremoniar haben. Ich äußerte Bedenken, konnte ich doch nicht besonders gut Maschine schreiben. Dafür habe man eine Sekretärin. Und von Liturgie verstehe ich wenig. Das könne man lernen.

So kam es schließlich, dass ich am 1. April 1957 mit meiner Lambretta, einem Koffer und einem Radioapparat in den Hof des bischöflichen Palais in Rottenburg einfuhr. Mit gemischten Gefühlen, hatte ich doch den Bischof erst ein Mal aus der Nähe gesehen bei meiner Priesterweihe 1953. Wir Weiekandidaten waren damals beeindruckt von seiner großen, Ehrfurcht gebietenden Gestalt, besonders wenn er einem mit Mitra und Stab gegenüber stand.

Ich stellte mich dem Bischof und seinen Hausgenossen vor – seiner Schwester Anna, seiner Mutter Crescentia und den Dienstmädchen Kathi und Zenta. Ich bekam ein Zimmer im zweiten Obergeschoss des Südflügels im heutigen Verwaltungsgebäude – das Papstzimmer genannt, weil da einmal Nuntius Pacelli, der spätere Pius XII. gewohnt hatte.

Für die bischöfliche Familie war ich ein völlig Unbekannter. Man wusste zwar, dass ich aus Ludwigsburg stammte, Krieg und russische Gefangenschaft hinter mir hatte und

* Vortrag bei der Studientagung »Schwäbische Identität – weltnahe Katholizität. 175 Jahre Diözese Rottenburg-Stuttgart« in Weingarten am 20. September 2003. Der Vortragsstil wurde beibehalten.

eine Mechaniker-Lehre bei der Firma Bosch in Stuttgart. Ein paar Tage nach meiner Ankunft im Bischofshaus sagte die Schwester des Bischofs, Anna Leiprecht zu ihrem Bruder: »Du, er ist kein Schönstätter, er raucht nämlich Pfeife.«

Im Gegensatz zu meiner Vikarszeit in Ulm und Stuttgart mit relativer Freiheit in der Gestaltung des Tagesablaufes war ich nunmehr total eingebunden in den Tagesablauf des Bischofs und seiner Familie. Das begann mit dem gemeinsamen Breviergebet in der bischöflichen Hauskapelle und der Messe, an der die Angehörigen meist teilnahmen. Ministrant war der »bischöfliche Josef«, der Chauffeur Josef Schmid, der schon unter Bischof Paul Wilhelm von Keppler gedient hatte, und später Rudolf Merkle.

Anschließend nahm ich mit dem Bischof zusammen das Frühstück ein. Küche und Aufenthaltsräume seiner Schwester und seiner Mutter lagen am Anfang des langen Flures im ersten Obergeschoss, in der Mitte war das Speisezimmer und am anderen Ende die Bibliothek, das Vorzimmer mit Fräulein Hedwig Ritter und das Amtszimmer des Bischofs.

Wir beide nahmen auch den Mittagstisch und das Abendessen zusammen ein, und bei Tisch besprachen wir nicht nur das Programm der folgenden Tage, sondern auch all das, was in Kirche und Welt sich sonst bewegte. Dabei äußerte Bischof Leiprecht des öfteren, er halte es für wichtig, dass er durch einen jungen Menschen wie mich erfahre, was die Jugend heute denke und tue. Ich war gerade 30 Jahre alt, Bischof Leiprecht 54. Und er hatte Humor. Er konnte lachen über einen guten Witz oder über eine komische Situation, bis ihm die Tränen kamen.

Einmal ließ er beim Abendessen die Suppe durch das Dienstmädchen zurück tragen mit dem Auftrag, seiner Schwester zu sagen, diese Suppe könne man unmöglich essen. Frau Anna Leiprecht kam ganz aufgeregt herbeigeeilt und wollte wissen, was an der Suppe schlecht sei oder warum man sie nicht essen könne. »Wir haben keine Löffel« war seine Antwort.

Der Montagvormittag diente als Zeitrahmen für Besucher und für Besprechungen mit einzelnen Referenten des Ordinariates. Am Nachmittag bereitete er sich auf die Dienstagssitzung vor. Im Rest der Woche waren wir unterwegs zu Firmungen (manchmal mehrere hundert Kandidaten an einem Tag). Samstags und sonntags gab es Kirch- oder Altarweihen. Mehr als 200 habe ich als Zeremoniar mitgestaltet.

Als ich 1957 ins Bischofshaus kam, war Carl Joseph Leiprecht schon acht Jahre im Amt. Sie erinnern sich, von 1936 bis 1942 war er Stadtpfarrer in Heilig Kreuz Rottweil, 1947 wurde er ins Domkapitel berufen und am 7. Oktober 1948 zum Weihbischof von Rottenburg ernannt. Die Leitung der Diözese als Bischof hat er am 23. Juli 1949 übernommen, am 8. September 1949, drei Tage vor seinem 46. Geburtstag erfolgte die Inthronisation.

Anfangs fiel es Bischof Leiprecht nicht leicht, alle Bereiche der Diözesanverwaltung zu durchschauen. Max Kottmann, Domdekan und später Generalvikar der Diözese, hatte in der Zeit des Exils von Bischof Sproll die Fäden der Verwaltung und der Diözese fest in der Hand. Bischof Leiprecht erzählte mir, wie schwer es für ihn war, wirklich alle Vorgänge in einer bischöflichen Verwaltung zu durchschauen. Die Post, die an das Ordinariat gerichtet war, wurde von der Verwaltung geöffnet und bearbeitet oder auch nicht. Bischof Carl Joseph hat von Anfang an mit dieser Praxis gebrochen. Er ließ sich die gesamte Ordinariatspost vorlegen. Seine Sekretärin und später auch ich, halfen beim Öffnen der Umschläge. Er las wenigstens den Betreff jedes einzelnen Schreibens bis hin zum Obstbericht der Pfarreien. Was Rücksprache erforderte, legte er zur Seite. Auf diese Weise bekam er immer stärker Einblick in die Verwaltungsabläufe und in Vorgänge seiner Diözese und konnte seine eigene Arbeit planen.

Als ich zu ihm kam, waren diese Probleme längst erledigt. Er hatte die Leitung der Diözese fest in der Hand, gut unterstützt vom stets grimmig dreinblickenden Generalvikar August Hagen, der gelegentlich auch durch seine direkte Art Anstoß erregte. So ließ er ein Mal einen Kirchengemeinderat nach Rottenburg kommen, um hier eine umstrittene Angelegenheit endgültig zu regeln. Dies gelang ihm, und der Sprecher des Kirchengemeinderats dankte mit überschwänglichen Worten und meinte, man habe nicht einmal damit gerechnet, vom Generalvikar empfangen zu werden. August Hagen antwortete: Da könne er unbesorgt sein, denn er empfangen jeden Zigeuner. Das war für eine Abordnung von Heimatvertriebenen damals natürlich ein schlimmer Ausrutscher. Bischof Leiprecht stellte ihn darauf hin zur Rede, aber Hagen meinte gelassen, das stimme doch, er empfangen jeden Zigeuner. Tatsächlich gelang es immer wieder einzelnen Bittstellern bis in das Büro des Generalvikars vorzudringen. Dort gab es ein Kässchen, aus dem er Not Leidenden half.

Schon bald nach meinem Amtsantritt in Rottenburg fragte mich der Bischof einmal, ob ich fremde Sprachen spreche. Ich erwiderte ihm, dass ich Englisch und Spanisch gelernt hätte. Er nahm das zur Kenntnis, meinte aber, es sei ganz wichtig, dass ich auch Italienisch sprechen könne. Er selbst sprach Italienisch fließend und mit dem typischen Tonfall der Italiener. Bischof Leiprecht war schon zu seiner Studienzeit ein Italienfan. Schon damals hatte er die Sprache gelernt. Wo immer es ging, besuchte er in Italien die Museen und an Hand des italienischen Reiseführers erklärte er mir einzelne Kunstwerke. Zu seinem festen Programm in Rom gehörte der Besuch der verschiedenen Karlskirchen: S. Carlo al Corso, S. Carlo ai Cattinari, S. Carlo alle Quattro Fontane.

Als ich zu ihm kam, bot er sich an, mir Unterricht zu geben. So hatten wir zwei Mal in der Woche, jeweils eine Stunde vor dem Abendessen, Sprachunterricht. Er lehrte mich das Italienische, natürlich musste ich daneben mich selber bemühen, und nach einigen Fortschritten haben wir versucht, das Gespräch beim Abendessen in Italienisch zu führen. Er selber bat mich, sein Englisch zu verbessern. So halfen wir uns gegenseitig auf diesem Gebiet.

Schon bald konnte ich erkennen, wie nützlich vor allem die italienische Sprache für Kirchenleute war. 1958 fuhr Leiprecht zum ersten ad limina-Besuch nach Rom zu Papst Pius XII.; ich durfte ihn dabei begleiten und habe vor Ort gesehen und erfahren, wie mühelos sich Leiprecht mit allen vatikanischen Stellen verständigen konnte. Auch in der eigenen Diözese benützte er jede Gelegenheit, Leute anzusprechen, von denen er annahm, dass sie Italiener seien. Ein Straßenarbeiter grüßte ihn einmal und erkannte in ihm den Bischof an seinem Brustkreuz und an seinem Talar. Die beiden kamen ins Gespräch, und der Bischof fragte: »Sind sie katholisch?« – *Lei è cattolico* –. »Natürlich« antwortete der. »Gehen sie zur Kirche?« »Ma certo.« »Jeden Sonntag?« Der Mann antwortete: »Eccellenza, sono cattolico ma non fanatico.« Dem Bischof verschlug's die Sprache. Übrigens hatte er schon fünf Jahre früher die erste Seelsorgestelle für italienische Gastarbeiter in Stuttgart errichtet mit Don Mutti und Schwester Clothilde als Missionare.

Seinen Sommerurlaub und Winterurlaub plante Bischof Leiprecht sorgfältig. Noch im Jahr vor meinem Amtsantritt war er in den Lechtaler Alpen mit Seil und Haken unterwegs. Er erstieg die Rockspitze, einen Berg von über zweieinhalbtausend Meter Höhe und davor zusammen mit Anton Herre den Dom, den höchsten schweizer Berg mit 4554 m. In meinem ersten Dienstjahr reisten wir zusammen mit seiner Schwester, einer Nichte und einem Neffen namens Leiprecht ins Verwall; das sind die Berge südlich des Lechtals. Er war ein guter Alpinist, dem Sport entsprechend gekleidet. Auf den Touren, die wir unternahmen, hatten wir seinen strengen Anweisungen zu folgen. Er ging wie ein Uhrwerk, achtete streng darauf, dass er das Tempo bestimmte. Nach einer halben

Stunde gab es eine fünf Minuten-Pause, nach zwei Stunden eine viertel Stunde-Pause mit Vesper.

Die längste Tour, die ich mit ihm und seinen Angehörigen machte, dauerte über neun Stunden. Aber er ging am Ende dieser langen Zeit noch genau so munter voran wie am Anfang, wo es uns jüngeren Leuten vorkam, als verzögere er die Gangart zu sehr. Im Fels wies er uns an, wie die Griffe und Standpunkte zu setzen waren. Auf dem Gipfel angekommen, entfaltete er einen eigenen Ritus. Dazu gehörte erst das Fläschchen mit Kirschwasser für den Gipfelschnaps. Dann zündete er sich ein kleines Tabakspfeifchen an, obwohl er sonst nie Pfeife rauchte. Das Gipfelpfeifchen gehörte einfach zum Ritus.

Auf dem Weg wurden wir einmal von anderen Bergsteigern überholt, die mitbekamen, dass dieser lange Mensch am Anfang unserer Wandergruppe mit Exzellenz angeredet wurde. Die Überholer verkündeten auf der Hütte, da komme jetzt ein alter General mit seiner Familie.

Im Winter verbrachte Bischof Leiprecht mindestens zwei Wochen in einer kleinen Berghütte in der Nähe von Steibis bei Oberstaufen auf der so genannten Hochwies. Das Häuschen gehörte einem Leutkircher Holzhändler, der es dem Bischof für seinen Urlaub zur Verfügung stellte. Der Sekretär und junge Leute vom nahe gelegenen Hubertushaus halfen, die Vorräte hinauf zu bringen, denn das Häuschen lag ganz isoliert in einem Bergwald versteckt. Leiprecht war auch auf Skiern ein Tourengänger. Mit Fellen an den Ski erstieg er den nahe gelegenen Häderich, einen der Voralpenberge, und schaffte anschließend auch die steile Abfahrt im Tiefschnee, wobei er immer darauf achtete, dass er zur Kontrolle seiner Geschwindigkeit einen Gegenhang ansteuern konnte. Auch seine Schwester begleitete ihn manchmal auf Skiern.

Bei den Hüttenabenden war Leiprecht ein Sänger, der fast alle Strophen der eingängigen Berglieder kannte und mitsang. Wenn es irgendwie ging, gab er sich nicht als Bischof zu erkennen, damit die Leute mit ihm so normal umgehen konnten wie mit jedem anderen Bergwanderer.

Aber auch auf andere Weise zeigte Bischof Leiprecht seine Sportlichkeit. Können Sie sich heute vorstellen, dass damals das Rottenburger Freibad für das Domkapitel dienstags zwischen 8 und 9 Uhr morgens reserviert war? Und alle, die es irgendwie machen konnten, nahmen an dieser Baderunde im Sommer teil. Bischof Leiprecht tat sich als guter Schwimmer besonders hervor. Er demonstrierte auch mehrmals, wie man aus 4 m Wassertiefe einen Gegenstand wieder an die Oberfläche bringen konnte. Leider musste diese schöne Sommerpraxis bald eingestellt werden, weil Kritik in der Öffentlichkeit laut wurde, dass man das Freibad nur für das Domkapitel reserviere.

ad limina-Besuch 1958

Im Frühsommer des Jahres 1958 starteten wir, das heißt Bischof, Sekretär und Fahrer Josef Schmid zum ad limina-Besuch nach Rom. Der neue Bischofswagen, ein Mercedes 220 S, tiefschwarz, wie es sich damals gehörte, aber schon mit Automatik und Standarte mit dem Bischofswappen war fahrbereit. Der ad limina-Besuch war vom Ordinariat gut vorbereitet worden mit einem umfangreichen Sachbericht über die Lage der Diözese. Ein Exemplar war bereits in Rom. Das Bischofsgepäck enthielt alles, was die klerikale Kleiderordnung so vorschreibt, nicht zu vergessen der römische Hut mit der grüngoldenen Kordel, Kennzeichen des Bischofs und praktische Eintrittskarte in den Vatikan, auch wenn der Bischof nicht im Auto war. Neben dem Brevier des Bischofs hatte Romliteratur ihren festen Platz im Auto, darunter italienische Reiseführer aller Art.

Die erste Station war Lugano bei den Birgitten-Schwestern. Am nächsten Tag hieß das Ziel Florenz. Da die Autostrada del Sole noch nicht in Betrieb war, mussten wir den Appennin auf steilen, kurvenreichen Straßen überqueren. In Florenz nahmen wir Quartier bei den Grauen Schwestern. Am dritten Tag fuhren wir durch die Toskana bei herrlichem Wetter. Der Bischof versäumte nicht, der übrigen Besatzung unterwegs bei jedem Ort die Sehenswürdigkeiten aus dem Reiseführer zu erläutern.

Gegen Mittag wurde es heiß. Wir befanden uns in der Chianti-Gegend, und Bischof Carl Joseph schlug vor, ich solle in einen Laden gehen und einen Fiascone Chiantin einkaufen und Brot, damit man im Schatten der Pinien ein Picknick einnehmen könne. Ich ging in den Laden und brachte meine jüngst erworbenen Italienisch-Kenntnisse zur Anwendung indem ich sagte: »desidero un vino comunale.« Dieses Ansinnen löste bei den Anwesenden große Heiterkeit aus und ich wurde belehrt, den vino comunale trinke man zwar auf dem Rathaus bei besonderen Anlässen, aber ich wolle doch sicher einen vino commune oder vino locale.

Mit diesem Wein und einem großen Weißbrot war unser Picknick unter Pinien gesichert. Da wir hungrig und vor allem durstig waren, tat der Chiantiwein bald seine Wirkung und die Weiterfahrt nach Rom verlief unter viel Gelächter. Gegen Abend erreichten wir die Stadtgrenze von Rom und fädelten uns in den chaotischen römischen Verkehr ein. Der große schwarze Wagen mit deutscher Nummer veranlasste so manchen italienischen Flitzer auf respektvollem Abstand zu bleiben.

Unser Ziel in Rom waren die Parioli-Hügel im Osten der Stadt. Dort lag die Villa San Francesco – ein vornehmes Altersheim, geleitet von einem deutschen Franziskaner-Bruder namens Fra Sabas. Er stammte aus Bettenhausen in der Nähe von Horb, und war früher Kammerdiener bei Papst Pius XI. gewesen. In dieser Villa San Francesco wohnten wir auch später beim Konzil.

Schon am nächsten Tag begann das vorgeschriebene Programm für den ad limina-Besuch. Das erste Unternehmen war der Besuch der vier Hauptkirchen Roms. St. Peter, San Paolo fuori le Mura, S. Maria Maggiore und San Giovanni in Laterano. Nach einer kurzen Gebetspause begab sich der Bischof gemäß Vorschrift in die Sakristei dieser Kirchen, um vom Sakristan durch einen Stempel bestätigt zu bekommen, dass der Besuch stattgefunden hatte.

Bereits auf der Reise hatte mir der Bischof die Bedeutung der Mancìa erklärt, die für Dienste aller Art entsprechend diskret gegeben werden solle. Er sagte, die Bediensteten des Vatikans seien alle unterbezahlt. So hatte ich in der linken Talartasche die Lire-Scheine, in der rechten die Münzen. Und ich fand rasch heraus, in welche Tasche ich an welchem Ort greifen musste.

Am folgenden Tag begann die Runde bei den verschiedenen römischen Dikasterien. Bei der Bischofskongregation mussten wir fast eine Stunde im Vorzimmer warten, ehe wir zu Kardinal Confalonieri vorgelassen wurden. Der Kardinal zeigte sich überaus gut informiert über die Lage unserer Diözese, woraus wir den Schluss zogen, dass er die Relatio in der vergangenen Stunde gelesen hatte. Beeindruckt zeigte sich der Kardinal über die zahlreichen Kirchbauten, die durch den Zuzug der Heimatvertriebenen nötig wurden. »Lei è un vescovo costruttore« meinte der Kardinal anerkennend.

Höhepunkt des Rom-Besuchs war die Privataudienz bei Papst Pius XII. Dieser sprach etwa 30 Minuten unter vier Augen mit dem Bischof. Danach wurden wir, seine Begleitung vorgestellt. Dr. Franz Vogel, ein Priester unserer Diözese, der in Rom studierte, unser Chauffeur und meine Wenigkeit. Der Papst wechselte ein paar freundliche Worte mit jedem von uns. Beim abschließenden Fototermin musste der »Tross« auf die Knie, nur der Bischof durfte neben dem Papst stehen. Ein unvergessliches Erlebnis!

Ankündigung des Konzils und Vorbereitung

Am 9. Oktober 1958 starb Papst Pius XII. Am 28. Oktober wurde Kardinal Roncalli zum Papst geweiht. Unser Bischof erhielt die frohe Botschaft im Pilgerzug auf der Rückfahrt von Lourdes in Lyon. Er verkündete die Nachricht über die Lautsprecheranlage des Zuges und sagte, der neue Papst nenne sich Johannes XXIII. Eine Flüchtlingsfrau im Abteil sagte: »Was, Johann heißt der? Das hat's doch noch nie gegeben.«

Dieser Papst, den man geringschätzig als Papa del passaggio – den Übergangspapst – nannte (später liebevoll Papa del passeggio – Papst, der spazieren geht), verkündete am 25. Januar 1959, er wolle ein ökumenisches Konzil abhalten. Bald begannen die Vorbereitungen im Vatikan und in den nationalen Bischofskonferenzen. Bischof Leiprecht machte sich mit seinem Domkapitel Gedanken über vom Konzil zu behandelnde Themen, vor allem aber, wen er als Peritus – als Berater – einladen sollte. Der Name Hans Küng kam ins Gespräch.

Carl Joseph Leiprecht lud Hans Küng als Privatperitus ein, ihn nach Rom zu begleiten. Aber das genügte Carl Joseph nicht. Er machte sich viel Mühe, um für Professor Hans Küng die Zulassung als offizieller Konzilstheologe zu erhalten. Zweimal hatte er deswegen im Laufe der ersten Session ein Gespräch mit Kardinal Ottaviani, der aber zunächst Bedenken äußerte. Als die Sache der Zulassung sich weiter verzögerte, wandte sich Bischof Carl Joseph Leiprecht mit einem Brief an den Kardinalstaatssekretär Cicogniani, worin er nicht nur auf die Fachkenntnis von Professor Küng hinwies, sondern auch auf die Präsenz der Tübinger Fakultät beim Konzil.

Erst gegen Ende der ersten Konzilssession erhielt Hans Küng von Erzbischof Felici, dem Generalsekretär, die Erlaubnis, als Peritus an den Sitzungen offiziell teilzunehmen.

Nachdem aber Bischof Leiprecht mit hoher Stimmenzahl in die Kommission für die Ordensleute berufen worden war, und dort auch zugleich zum Vizepräsidenten ernannt wurde, ergab sich die Notwendigkeit, einen Theologen zu berufen, der auf dem Gebiet der Spiritualität und des Ordenswesens ein Experte war. Bischof Leiprecht nominierte daher den Herausgeber der Zeitschrift »Geist und Leben«, Pater Friedrich Wulf SJ in München als offiziellen Berater. Mit diesem Pater zusammen hat er im Verlauf der weiteren Konzilsperioden das Dokument über das Ordensleben erarbeitet.

Das Konzil

Am 13. Oktober des Jahres 1962 fand die erste Generalversammlung des Konzils statt, die schon nach ganz kurzer Zeit mit einem Eklat endete. Vatikanische Stellen hatten für jede der zu gründenden Kommissionen eine Kandidatenliste erstellt, die aber keineswegs die Zustimmung der Konzilsväter fand, da die Auswahl sehr einseitig getroffen worden war. Es kam zu einer Intervention der Kardinäle Frings und Lienart, der auch die Kardinäle König und Döpfner zustimmten. Sie machten den Vorschlag, man möchte den Konzilsvätern Zeit geben, eigene Listen zu erstellen.

Am 14. und 15. Oktober wurden die neuen Listen in den Quartieren der einzelnen Bischofskonferenzen verteilt. Die Wahl für die Kommissionen erfolgte am 16. Oktober. 160 Mitglieder der Kommissionen waren zu wählen. 34 Listen waren eingereicht worden. Bischof Carl Joseph Leiprecht wurde mit fast 1700 Stimmen in die Kommission für die Ordensleute gewählt und bald darauf zu einem der Vizepräsidenten dieser Kommission ernannt.

Schon in der Vorbereitungsphase des Konzils gab es zu diesem Thema eine Vorlage mit 200 Artikeln, erstellt von einer Vorbereitungskommission. Dieser Entwurf zeigte den vorkonziliaren Stand dieser Fragen. Die Autoren waren der Heilige Stuhl und die Religiosenkongregation. Eine Mitarbeit der Weltkirche war nicht erkennbar. Gegen Ende des Jahres 1962 wurde der inzwischen konstituierten Konzilskommission für die Ordensleute ein entsprechender Entwurf zugestellt. Kardinalstaatssekretär Cicognani forderte eine rigorose Kürzung der Entwürfe. Das verkürzte Schema wurde überarbeitet und am 9. März 1963 der Koordinierungskommission zur Genehmigung vorgelegt. Der Relator dieses Textes war Kardinal Döpfner. Er übte schon Kritik am Titel der Vorlage »de religiosis« und »status perfectionis«. Er kritisierte, die christologische und ecclesiologische Sicht des Rätelandes sei zu wenig berücksichtigt. Außerdem dürfe nicht nur immer vor der Welt und dem Weltgeist gewarnt werden. Döpfner machte konkrete Vorschläge, die in den endgültigen Text Eingang fanden. Der Papst billigte schließlich den Entwurf, der dann den Konzilsvätern zugesandt wurde.

Eines der zentralen Probleme war die Forderung nach Rückkehr zu den Ursprüngen der Orden und die Erfordernisse der Welt von heute. Das Verhältnis von Kontemplation und Apostolat stand zur Diskussion. Den Kern des Ordenslebens könne nicht die einsame, sich selbst genügende Kontemplation sein, sondern das Apostolat. In der zweiten Konzilssession forderte die Koordinierungskommission weitere Kürzungen. Es kam zu einer neuen Textfassung mit dem Titel »über die zeitgemäße Erneuerung des Ordenslebens«.

Die endgültige Verabschiedung und rechtliche Inkraftsetzung erfolgte am Schluss der vierten Sitzungsperiode am 11. Oktober 1965 mit 2321 Ja-Stimmen und 4 Nein-Stimmen.

Ich habe die Konzilsarbeit des Bischofs am Dekret für die Ordensleute absichtlich ausführlicher dargestellt, um zu zeigen, welche ungeheure Arbeit unser Konzilsbischof auch noch an den Nachmittagen und im Lauf des Jahres zwischen den Sessionen zu leisten hatte. In seiner Funktion als Vizepräsident kamen ihm natürlich seine Sprachkenntnisse zugute. Eine unschätzbare Hilfe in der ganzen Konzilsarbeit hatte er durch seinen Peritus, den Jesuitenpater Friedrich Wulf, einem anerkannten Fachmann in Fragen des geistlichen Lebens.

Die große Zeit des zweiten vatikanischen Konzils dauerte vier Jahre. Die einzelnen Sitzungsperioden begannen meist Ende September und dauerten bis Anfang Dezember. Das Konzilsteam der Diözese Rottenburg bestand aus Carl Joseph Leiprecht, Weihbischof Wilhelm Sedlmeier, Professor Hans Küng, der später durch P. Friedrich Wulf ersetzt wurde, sowie den beiden Sekretären Vinzenz Schmid und Eberhard Mühlbacher und dem Fahrer Josef Schmid. Wir Sekretäre dienten beide als Assignatoren in der Konzilsaula.

Schon ab der zweiten Sitzungsperiode kam Bischof Leiprecht auf die Idee, führende Geistliche der Diözese als zeitweilige Gäste ins Konzil einladen zu lassen. Ich als Sekretär hatte beim Generalsekretariat die notwendigen Anträge einzubringen und um Erlaubnis zu bitten. So konnte eine ganze Reihe namhafter Geistlicher unserer Diözese acht oder 14 Tage lang an den Generalversammlungen teilnehmen. Die Mitglieder des Domkapitels, Hubert Wurm, Anton Herre, Anton Grossmann, Alfons Hufnagel, Karl Singer, der Regens des Priesterseminars, Hermann Sauter, Akademiedirektor Georg Moser und einige weitere. Der Bischof wollte damit erreichen, dass der Geist des Konzils und das Erlebnis der Weltkirche auch in die Leitungsgremien der Diözese getragen werde. Wir Assignatoren hatten dann und wann Gelegenheit, einen Priester als Vertreter für einen erkrankten Kollegen einzuschleusen. So besorgten wir einmal eilends einen

Talar, um einem gewissen Walter Kasper die Möglichkeit zu geben, Konzilsluft zu schnuppern. Er hatte damals gerade den Lehrstuhl in Münster übernommen.

Wir hatten uns bald an den Konzilsalltag gewöhnt. Nach dem Frühstück in der Villa San Francesco fuhr der bischöfliche Josef mit dem schwarzen Mercedes vor. Der Bischof in roter Soutane, Chorrock, Mantelett und Birett, das geistliche Fußvolk im schwarzen Talar. Im Mittelschiff der Peterskirche waren hohe Tribünen errichtet, eingeteilt in einzelne Sektoren, vornehm ausgestattet, mit bequemen Klappsesseln. An jedem Platz lag ein Schreibgerät, eine Art Kohlestift, mit dem die Väter bei den Abstimmungen auf einer Lochkarte *Placet, non placet* oder *Placet juxta modum* ankreuzen mussten. Bei *juxta modum* musste der *Modus*, der Änderungsvorschlag beigelegt werden.

In meiner Abteilung, etwa in der Mitte der Peterskirche, auf der rechten Seite vom Altar aus gesehen, saßen etwa 60 Bischöfe, geordnet nach ihrem Weihealter, also bunt gemischt. Anfangs taten sie fremd und hatten wenig Kontakt mit den Nachbarn. Eine Sitzliste mit näheren Angaben zur Herkunft, in Rottenburg rasch erstellt, schuf Abhilfe. In der zweiten Reihe von unten saß Bischof Carl Joseph Leiprecht, zu seiner Rechten Bischof Manuel Tato von Santiago del Estero in Argentinien, der ihn wochenlang mit der Bitte um Entsendung zweier Priester-Missionare löcherte. Er hatte schließlich Erfolg. Zur Linken Bischof Hughes Boyle von Johannesburg, dahinter der Bischof von St. Claude in Frankreich, der Partnerstadt von Rottenburg, und nicht weit davon Pietro Zuccarino, Bischof von Bobbio, ein spezieller Freund unseres Bischofs.

Pünktlich um 9 Uhr wurden die Portale geschlossen und die Messe begann oft in einem mir bis dahin unbekanntem orientalischen Ritus. Im Anschluss an die Messe wurde das Evangelienbuch feierlich inthronisiert vor dem Hauptaltar der Peterskirche, und die Beratungen begannen, geschickt geleitet von dem perfekten Latinisten, dem Generalsekretär Erzbischof Felici, der trickreich verstand, auch manche Klippen in der Diskussion zu umschiffen.

Gegen 12 Uhr endete die Vormittagssitzung und die zweieinhalbtausend rot gekleideten Würdenträger ergossen sich auf den Petersplatz und steuerten die Busse oder die Privatwagen an, die dort in der Runde der Kollonaden aufgereiht standen. Wie üblich, gab es ein gewaltiges Verkehrschaos, bis sich die Busse und Privatwagen einen Weg geschafft hatten, aber die römischen Polizisten regelten den Verkehr perfekt. Mit etwas Geduld und auch ohne Hupen gelangte man schließlich an das Ziel.

An den Nachmittagen fanden meist Kommissionssitzungen statt oder Treffen einzelner Bischöfe. An Samstagen und Sonntagen pflegte der Bischof Ausflüge in die Albaner Berge zu machen, oder ans Meer nach Fregene zum Baden, begleitet von seinem Peritus Fritz Wulf und den jeweiligen Gästen aus der Diözese. Einzelne Periti, unter ihnen z.B. Karl Rahner, arbeiteten zwischen den Sitzungen fleißig an *Modi*, d.h. Verbesserungsvorschlägen zu Texten. Ich bin einmal zusammen mit Karl Rahner und unserem bischöflichen Josef durch halb Rom gefahren, um in den verschiedenen Quartieren der Bischöfe die *Modi* zu verteilen, die Karl Rahner ausgearbeitet hatte.

An bestimmten Festtagen lud Bischof Carl Joseph seine Konzilsnachbarn in die Villa San Francesco ein zu einem festlichen Abendessen.

Bischof Carl Joseph Leiprecht erlebte das Konzil, so wie wir übrigen Teilnehmer, als Wendepunkt in der neueren Kirchengeschichte, als geistigen Aufbruch; ein neues Selbstverständnis der Kirche war eingetreten. Das Wirken des Heiligen Geistes war in manchen Momenten förmlich zu spüren. Auch wenn einige heiße Themen nicht zur Sprache kamen, so hat das Konzil vor allem durch seine Pastoralkonstitution »Kirche in der Welt von heute« ein Zeichen gesetzt, dass der von Papst Johannes XXIII. angesagte *Aggiornamento* ernst genommen wurde.

Nach Rückkehr aus Rom 1965 hielten die beiden Rottenburger Konzilsväter Leiprecht und Sedlmeier insgesamt 16 Konzilstage an verschiedenen Orten der Diözese ab, um den Geist und das Ergebnis des Konzils den Katholiken Württembergs nahe zu bringen. Es ist allerdings nicht im erwarteten Ausmaß gelungen, die Konzilsbegeisterung weiter zu vermitteln. Es hat auch längere Zeit gebraucht, bis einzelne Konzilstexte in den Vorlesungen der Hochschulen und in der diözesanen Bildungsarbeit rezipiert wurden.

Bei einer Informationstagung über das Konzil sagte Bischof Leiprecht wörtlich: »Wir werden in Anwendung der Kollegialitätsidee des Konzils auf unsere Diözese Richtlinien festlegen, wenn wir sie mit unseren Geistlichen und den Vertretern der Laien gemeinsam erarbeitet haben.« In einem kühnen Entschluss fasste der Bischof Priesterrat und Laienrat in einem einzigen Gremium zusammen, dem Diözesanrat, und übertrug diesem Gremium die Mitbestimmung und Entscheidungsvollmacht über den Haushalt der Diözese.

Ein bekannter Kirchenrechtler, den man später um ein Gutachten über die Satzung des Diözesanrats gebeten hatte, war der Meinung, diese Lösung sei geradezu tollkühn und abenteuerlich. Sie war nach seiner Meinung mit dem geltenden Kirchenrecht nicht ohne weiteres in Einklang zu bringen, das ja dem Bischof allein das Verfügungsrecht über das Gut der Diözese zuordnete. Die Rottenburger Lösung ist in Deutschland einzigartig; sie hat sich bewährt. Und da inzwischen mehr als 30 Jahre vergangen sind, hat diese Regelung Rechtskraft als Rottenburger Partikularrecht bekommen.

Die Erfahrung der Weltkirche war für Leiprecht ein großartiges Erlebnis. Dank seiner Sprachkenntnisse konnte er sich mühelos mit vielen Konzilsvätern unterhalten. Die Zeichen der Zeit erkennen und sie im Lichte des Evangeliums deuten, so wie in einem Konzilstext formuliert wurde, das hat Leiprecht nicht erst beim Konzil sondern lange zuvor in seiner Diözese, während seiner Amtszeit realisiert. Und die Erfahrung Weltkirche hat er bald nach dem Konzil erweitert, als die Bischöfe sich nach der letzten Session verabschiedeten, wurden Einladungen ausgetauscht, die sicher von manchen nicht so ganz ernst gemeint waren, Leiprecht aber hat sie akzeptiert und realisiert. 1966 und 1969 durfte ich mit ihm nach Kenia, Tansania und Südafrika reisen. Dies war auch für mich der Anfang meiner späteren weltkirchlichen Tätigkeit, denn schon während der Konzils-Sitzungen erhielt unser Bischof immer wieder Bittgesuche, die ich danach zu bearbeiten oder weiterzuleiten hatte.

In Soweto bei Johannesburg weihte er zwei afrikanische Diakone zu Priestern. In der Nähe der Hauptstadt weihte er eine Kirche, die von Rottenburg finanziert worden war. Er hielt dabei eine Ansprache in deutscher Sprache, die ich ins Englische übersetzte. Der Katechist, der neben mir stand, übersetzte mein Englisch in die Zulusprache. Aber schon am Beginn, als der Name Rottenburg fiel, kam er ins Schleudern und fragte mich diskret zurück, ob es wirklich rotten Burg heißt (verfault, verdorben), müsse das nicht fresh Burg heißen?

Eine dieser Reisen wäre fast tragisch ausgegangen. Der Bischof holte sich nämlich im Nordwesten von Kenia, nahe der ugandischen Grenze, eine schwere Lebensmittelvergiftung durch verdorbenes Gemüse. Er bekam hohes Fieber und Durchfall. Man vermutete Malaria. Der gastgebende Bischof Otunga, der spätere Kardinal von Nairobi fuhr mit einer Blutprobe des Bischofs ins entfernte Hospital, um festzustellen, ob es Malaria war. Ich erinnerte mich damals an eine Erzählung von Bischof Leiprecht über eine ähnliche Lage in Rom nach einem Fischessen. Dort hatte ihm ein Ordensbruder geraten, eine Flasche Martini auszutrinken. Mit Hilfe des Missionars konnte ich in dieser entlegenen Ecke Kenias ein solches Getränk auftreiben. Der Bischof trank kräftig, und nach etwa zwei Tagen trat Besserung ein.

Den Festakt mit der Bevölkerung konnte er allerdings nicht mehr mitmachen. So musste ich das Gastgeschenk des örtlichen Häuptlings entgegen nehmen und die entsprechende Rede halten. Das Geschenk war ein junger Bulle. Der Missionar sagte mir nachher, der Häuptling sei sehr verwundert gewesen, dass der Bischof, der am Vormittag nur wenig Haare auf dem Kopf hatte, plötzlich eine volle Frisur zeigte.

Der Mensch Carl Joseph Leiprecht

Er war ein echter Allgäuer. Seine Heimat hat er nie verleugnet. Wann immer es ging, machte er einen Besuch in der Haumühle zu Leutkirch, bei seinem Bruder Andreas. Große Empfänge bei Staat oder gesellschaftlichen Gruppen waren ihm zuwider. Geistliche Funktionen im Haus schwäbischer Adelige beschränkte er auf das Haus Württemberg. Aber besonders gern besuchte er die Treffen der Katholischen Jugend in den zehn Jugendhäusern der Diözese. Keine deutsche Diözese hatte zu der Zeit so viele Jugendhäuser wie die unsere.

Auf der einen Seite war er stets ein einfacher, bescheidener Mensch geblieben, andererseits nahm er sein Bischofsamt so ernst, dass er gelegentlich in der dritten Person von sich redete: »Der Bischof sagt...«. Enttäuschungen, die auch ihm nicht erspart blieben – ich denke an die Auseinandersetzungen mit Professoren wie Halbfas, Greinacher, Küng und mit einzelnen Geistlichen der Diözese – konnte er, wenn auch mit Mühe, verarbeiten. Gelegentlich ging ihm sein Temperament durch und er polterte los. Aber er beruhigte sich rasch und war nie nachtragend. Gerne nahm er die Anregung der KABler auf, Betriebsbesuche zu machen. So einmal bei der Firma Bosch in Feuerbach, meiner ehemaligen Lehrstelle. Die Belegschaft der besuchten Abteilungen war ungeheuer beeindruckt durch die große Gestalt in bischöflicher Gewandung. Tags darauf soll einer gesagt haben: »Der Papst war da!« Oder ein Besuch bei Magirus in Ulm, zusammen mit dem Nachbarbischof Freundorfer von Augsburg. Magirus hatte damals Absatzprobleme, und schon am Nachmittag hieß der Kommentar zum Besuch der beiden Bischöfe: »Jetzt hat der Betrieb die Letzte Ölung erhalten.«

In meiner Sekretärszeit charakterisierten wir die deutschen Bischöfe nach drei Kategorien, nämlich römische Bischöfe, solche, die vorher in Rom und möglichst am Germanicum studiert hatten, Professorenbischöfe, die von einem Lehrstuhl berufen wurden und Pfarrersbischöfe. Letztere waren sehr selten im Episkopat. Bischof Leiprecht war einer von ihnen, ein Seelsorger durch und durch. Er hat keine Bücher geschrieben, wie seine zwei Nachfolger, aber er war ein praktisch denkender Mensch »der treue und kluge Knecht, den der Herr eingesetzt hat, damit er dem Gesinde zur rechten Zeit gibt, was sie zum Essen brauchen«. (Mt 24,45)

Zur rechten Zeit geben und errichten, was notwendig war, das vermochte Bischof Carl Joseph. Durch den Zustrom der Heimatvertriebenen, etwa 900.000 Menschen aus den Ostgebieten, wurden vielfältige Aktionen nötig. Der Wohnungsnot so vieler Menschen nach den Zerstörungen des Krieges begegnete der mit der Gründung eines diözesanen Siedlungswerkes 1949. »Wohnbau ist Dombau« hieß der Werbeslogan. Das Logo dieser Firma, die bis heute mehr als 20.000 Wohneinheiten erstellt hat, war der Bischofsstab, verbunden mit dem Senkblei des Maurers.

Da die Heimatvertriebenen in die überwiegend evangelischen Gebiete einströmten, war es notwendig, vielerorts neue Kirchen und Gemeindezentren zu bauen. In der Amtszeit von Bischof Leiprecht waren es etwa 400 Projekte. Gerne nahm er das Angebot der Gastfreundschaft der evangelischen Landeskirche an, viele katholische Gemeinden durften regelmäßig in evangelischen Kirchen Gottesdienst feiern. Leiprecht war in

seiner Dienstzeit für die evangelischen Landesbischöfe ein gesuchter Gesprächspartner, und manche gemeinsame Unternehmung, wie z.B. der Gottesdienst zur Eröffnung der Sitzungsperiode des Parlaments waren eine selbstverständliche Praxis geworden. Er gründete später zusammen mit Landesbischof Aichele eine gemischte Kommission mit der Aufgaben-Stellung »Schritte zum gemeinsamen Herrenmahl«. Dessen Nachfolger, Landesbischof Dr. Helmut Class sagte aus Anlass des 25-jährigen Bischofsjubiläums von Carl Joseph Leiprecht 1973: »Es gibt viele Beweise dafür, dass er dem Ökumenismus seinen Hobby-Charakter genommen und ihn zu einem bestimmenden Grundzug der Arbeit in der Diözese gemacht hat.«

Mit dem Dompräbendar Eugen Semle richtete er im heutigen Martinshof, dem damaligen Kolpingshaus, ein Katholisches Filmwerk ein. Es waren die Anfänge späterer vielseitiger Medienarbeit, aus der auch die Film-Verleih-Firma Materna und die Produktionsfirmen Tellux, Provobis, IFAGE hervorgegangen sind. Kein Wunder, dass die deutsche Bischofskonferenz ihm sehr bald die Leitung der publizistischen Kommission übertrug.

1949 errichtete Bischof Carl Joseph eine Kirchenmusikschule in Rottenburg, heute Hochschule für Kirchenmusik. Schon 1951 wurde die katholische Akademie in Stuttgart-Hohenheim eröffnet, die erste in Deutschland. Für kinderreiche Familien schuf er ein Ferien-Erholungswerk mit vier Standorten in landschaftlich reizvollen Gegenden. Caritas-Altersheime entstanden, ein Haus für Querschnittsgelähmte. Um den Priester-nachwuchs kümmerte er sich. Ein Spätberufenenseminar Ambrosianum entstand in Stuttgart-Bad Cannstatt. Für Laienkatecheten wurden Ausbildungsmöglichkeiten geschaffen. In einer ersten Diözesansynode 1960 wurde ein zweibändiges Werk erarbeitet mit dem Titel »Pastorale rottenburgense«. Theologische Seminare für die Geistlichen wurden eingeführt. Der Kampf um die Bekenntnisschule in Südwürttemberg erforderte seine ganze Kraft.. Noch viele andere Initiativen wären aufzuzählen, die Bischof Leiprecht in seiner praktischen Art in Angriff genommen hat, unterstützt von seinen Mitarbeitern im Ordinariat.

In den Krisensituationen der nachkonziliaren Zeit verlor der Bischof keinesfalls Mut und Zuversicht, die anstehenden Probleme zu lösen. 1949 war er ja angetreten mit dem Leitwort »Deus adjutor« – Gott ist der Helfer. Leiprecht war ein tief frommer Mensch, der im Vertrauen auf Gott auch so manche scheinbar unlösbare Aufgabe bewältigte. Der Glaube an die Wirksamkeit des Gottesgeistes in der Geschichte der Kirche bewahrte ihn vor Angst und Pessimismus. Bischof Leiprecht zeichnete sich immer wieder dadurch aus, dass er sachliche Entschiedenheit mit persönlichem Verständnis vereinbarte.

Es soll aber nicht der Eindruck erweckt werden, als ob Bischof Leiprecht, der gesunde Kraftmensch gewesen sei, der problemlos die vielfältigen Aufgaben in Angriff genommen hat. Schon sehr bald während meiner Dienstzeit stellte sich heraus, dass er gesundheitliche Probleme hatte. Er litt an Nierensteinen und hatte manche überaus schmerzliche Stunden zu durchleiden. Die Ärzte verordneten ihm eine strenge Diät zur Senkung der Harnsäure. Ich, als Sekretär, hatte an die Firmstationen eine Liste der Speisen zu senden, die Bischof Leiprecht nicht essen durfte.

Eine solche Liste brachte natürlich die Pfarrhaushälterinnen in große Verlegenheit. Einmal wurde ich angerufen von einer Dame, die mir sagte: »Der Bischof darf ja praktisch überhaupt nichts essen. Was sollen wir denn machen? Gibt es denn nichts, was er gerne isst?« Ich zählte auf, was er gerne aß – Maultaschen, Kässpätzle, Krautnudeln oder einfach gekochte Kartoffeln mit Butter und Käse. Die Dame sagte mir, das könne sie nicht bringen. »Was denken da die Nachbarinnen?« Irgendwie rettete sich Bischof Leiprecht durch die Firmessen hindurch. Eine Zeit lang musste er bei Firmungen ganz

aussetzen. Der aus Frittlingen bei Rottweil stammende Missionsbischof Edgar Häring, ein Franziskaner, der aus China ausgewiesen worden war, sprang für ihn ein.

Gegen Ende des Jahres 1971 erlitt Carl Joseph Leiprecht einen schweren Herzinfarkt, der ihn monatelang an das Bett fesselte. Am 30. November 1973 feierte er das 25-jährige Jubiläum seiner Bischofsweihe. Am 4. Juni 1974 verzichtete er auf sein Amt, am 18. Januar 1978 ernannte ihn der Papst zum Päpstlichen Thronassistenten. Am 29. Oktober 1981 starb er im Elisabeth-Krankenhaus in Ravensburg. Auf dem Sterbebett sang er noch sein Lieblingslied »Meerstern, ich dich grüße«. Der Stern über dem Lebensmeer war auch das Wappensymbol des achten Bischofs von Rottenburg. Er wurde in Sülchen begraben. Ich hatte ihn noch vor seinem Tod besucht, und er freute sich, dass sein ehemaliger Konzilssekretär im Mai des gleichen Jahres Generalvikar geworden war.

Bischof Carl Joseph war mir ein hervorragender Lehrmeister. Nicht nur, was die Belange der Kirche und der Diözese anbelangte, sondern auch in der Art und Weise, wie er mit Menschen umzugehen pflegte. Vor allem aber durch die Möglichkeit, an seiner Seite am Zweiten Vatikanischen Konzil teilzunehmen. Durch Bischof Leiprecht habe ich Weltkirche erlebt, wie ich sie mir bei meiner Ordination im Jahre 1953 noch nicht vorstellen konnte. So nehme ich den heutigen Tag zum Anlass, ihm in die Ewigkeit hinein ein Vergelt's Gott zu sagen für das, was er für die Diözese Rottenburg geleistet hat und für die Lehrjahre, die er mir zukommen ließ.